

## Die Sprache des Lebens

Vor langen Zeiten wohnte in einer einsamen Hütte am Strand des großen Meeres ein armer Seemann mit seiner Frau. Seit einigen Wochen besaßen sie ein wunderschönes Knäblein, das sie Huldreich nannten.

Die Eltern fühlten sich nun so glücklich, daß sie glaubten, es könne sie kein Leid mehr traurig machen. Aber sie hatten von der großen Welt nur noch sehr wenig erfahren, und sie wußten nicht, daß das Glück wie der Wind rastlos wandern muß.

Als Huldreich größer wurde und mit den Kindern des Dorfes im Sande der Dünen zu spielen begann, da fürchtete die ängstliche Mutter, man locke ihn fort und lehre ihn böse Dinge. Sie sann oft in langen, dunkeln Nächten darüber nach, wie sie ihr Söhnlein vor schlechten Menschen schützen könne. Sie faßte manche Pläne, aber keiner gefiel ihr.

Eines Tages fuhr der Seemann übers weite Meer und kehrte nicht mehr heim. Wochen und Wochen verstrichen. Huldreichs Mutter wurde sehr traurig. Aber sie verbarg ihren Kummer. Sie lachte und sang und erzählte lustige Geschichten. Das Herz aber sagte ihr, daß Huldreichs Vater ertrunken oder von wilden Räufern des Meeres erschlagen sei. Und dennoch saß sie jeden Tag, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung des Abends, mit dem Knäblein draußen am Strand und spähte mit müden Augen über die wogenden Wasser ins Weite und wartete. Sie aß selten mehr und schlief selten. Nur der Gedanke an Huldreich hielt sie noch aufrecht. Aber sie fühlte immer mehr, daß ihre Lebenskraft bald erlöschen werde.

Und so entschloß sie sich zu einer seltsamen Tat: Vom schweren Leid gebeugt, trug sie am schönsten aller Frühlingmorgen, noch ehe die Sonne aufgestiegen, ihren Huldreich an den Strand hinaus. Da saß ein alter, bärtiger Schiffer. Sie hatte ihn bestellt. Er sah versunken über das schäumende Meer, dorthin, wo soeben die ersten Sonnenstrahlen über den wogenden Wellen tanzten. Als er die schöne Frau kommen hörte, stand er auf und verneigte sich tief. Er schaute in ihre großen, dunkeln Augen und dachte: Sie sind wie zwei schlafende Quellen von Seligkeit, die warten bis jemand kommt und sie weckt, daß sie sprudeln, immer und immer.

Die bekümmerte Mutter sprach kein Wort. Sie küßte sacht und innig ihr schlummerndes Kind und überreichte es dem Schiffer. Er setzte es sorgsam in seinen Kahn, bot der blassen Mutter die Hand und sprach mit tröstender Stimme: »Lebt wohl, liebste Frau! Seid nicht mehr traurig! Der Heilige der stillen Insel wird euer Söhnlein hüten und pflegen!« Hierauf stieg er in seinen Kahn und fuhr über das golden blinkende Meer der Sonne entgegen.

Die verlassene Mutter legte die schattende Hand über die müden Augen und blickte dem Schifflin nach. Als ihr Arm erschlaft heruntersank, setzte sie sich auf einen Felsen über dem Wasser und weinte. Und ihre Tränen fielen ins Meer.

Erst als die Sonne versank, erhob sie sich und kehrte müden Schrittes heim. Sie dachte: Nun ist alles dunkel geworden, und auch in mir ist es dunkel. Sie hätte wieder weinen mögen, doch ihre Augen blieben trocken und brannten. Zunnerst aber in ihrem zerquälten Herzen spürte sie ein warmes Glühen. Ihr schien, das Glühen wachse und werde ein großes, helles Licht, das sie ganz erleuchte.

Strahlen zitterten durch ihren Leib, und aus dem Innern klang es tröstend: Liebe, gute Mutter, dein Söhnlein wird glücklich sein. Es wird das Leben finden, das kein Leid mehr kennt.

Da wurde sie ruhig und schlief zum ersten Mal seit langer Zeit.

Als die Morgensonne sie weckte, lebte in ihr nur noch ein einziger Wunsch. Sie dachte: Ach, wenn ich nur noch so lange leben könnte, bis mir der Schiffer die frohe Nachricht bringt, daß mein Huldreich glücklich beim Heiligen auf der Insel geborgen ist!

Tag um Tag schleppte sich die lebensmüde Mutter an den Strand.

Immer wieder wartete sie auf ihren Mann und wartete auf den Schiffer, daß er ihr Kunde brächte von seiner Fahrt. Und immer setzte sie sich auf einen Felsen und starrte in die Flut hinaus. Und wenn der Wind die weißen Wogen an die steile Küste trieb, dann suchten ihre Augen auf der weiten Fläche den fernen Schaum der größten Welle. Sie folgte seinem Auf und Nieder, bis die Woge in den Klippen sich zerschlug. Dann schreckte sie aus ihren Träumen auf und suchte eine neue Welle in der Ferne. Und sie wurde dieses Spieles nicht müde bis zum Abend.

Aber weder ihr Mann noch der Schiffer kehrten zurück.

Einmal jedoch, als die Sonne golden versank, und ihre letzten Strahlen sich in den kräuselnden Wellen brachen, da war es der betrübten Mutter, als vernehme sie über den Wassern eine feine Stimme, die sang: »Liebste Frau, sei froh, dein Söhnlein ist erlöst!« Und wie sie die tröstenden Worte hörte, da verließ sie ihr Jammer. Sie kehrte beruhigt in ihre Hütte zurück. Und man sah sie nie wieder am Strand.

In jener Nacht schritt sie in ihren stillen Garten und grub ein kleines Grab. Da hinein legte sie drei Lilien und bedeckte sie mit Erde. Sie glaubte, Huldreich sei gestorben.

Und sie fühlte, daß sie ihr letztes Werk getan. Erschöpft sank sie an den Rand des kleinen Hügels nieder. Da fuhr ein Stern in die Tiefe. Ihre Lebenskraft war erloschen.

Als am andern Morgen Leute des Dorfes am einsamen Strandhäuschen vorüber schritten, sahen sie des Seemanns Weib tot im Garten liegen. Und sie begruben den schönen Leib der armen Frau im Lilienhügel ihres Gartens.

Huldreich aber lebte.

Drei Tage und drei Nächte hatte der Schiffer eifrig gerudert. Da war er so müde geworden, daß er kaum mehr das Schifflein vorwärts zu treiben vermochte. Aber wenn er das hellstrahlende Gesicht Huldreichs sah, dann wuchsen sein Mut und seine Kraft von neuem. Und am Morgen des vierten Tages gewährte er endlich die ersehnte grüne Insel. Er spannte seine letzten Kräfte an, und gegen Mittag gewann er das rettende Ufer.

Da stand der Heilige der Insel, von Sonnenglanz umflutet, in weißem Haar und weißem Mantel. Er hob segnend seine Hände und sprach: »Sei mir willkommen, mein getreuer Diener! Du hast meinen größten Wunsch erfüllt. Steig ans Land, daß ich dich küsse und dir mit Speise und Trank deine Treue lohne! Ich sehe, du bist müde.« Der Schiffer lächelte still. Sein Kopf sank schwer auf die Brust herab. Der Heilige half ihm aus dem Boote. Dann eilte er nach Speise und frischem Wasser und bewirtete den Todmüden. Da lächelte er wieder und hauchte: »Heiliger Vater, Huldreich heißt der Knabe.

Seine Mutter ist eines Seemanns Weib. Er wird ein großer Heiliger werden, und ich. . . ich habe mein Bestes am Ende meines Lebens vollbracht.« Huldreich schlief noch selig in den duftenden Blumen, die am Strande blühten, als das Boot des Schiffers wieder ins offene Meer hinaustrieb. Wohin es steuerte, hat nie jemand erfahren.

Der Heilige betrachtete Huldreich und dachte: Er träumt gewiß von seiner Mutter. Seine Seele und sein Gesicht sind hell wie der Morgenstern, und Morgenstern will ich ihn heißen, daß er einmal aufgehe und den Menschen in den Tag leuchte.

Und so weckte er den Träumenden. Erstaunt blickte Huldreich sich um. Als er jedoch das liebe Lachen des Heiligen sah, da streckte er verlangend seine Arme nach ihm aus. Und der Greis schloß ihn an sein Herz.

Sie liebten sich beide innig. Der Alte gab dem Knäblein Früchte zu essen, führte ihn alle Tage auf der sonderbaren Insel herum und zeigte ihm ihre Schönheit. Huldreich wunderte sich, denn sein neuer Vater redete mit allen Pflanzen und Tieren eine seltsame Sprache.

Und sie verstanden ihn. Ihm aber blieb alles fremd. Das stimmte ihn traurig. Er bat den Heiligen, er möchte doch auch ihn die Sprache der Insel lehren. Diesen freute der Eifer des Knaben, und er erfüllte ihm den Wunsch.

Nach drei Jahren schon hatte Morgenstern seine Eltern, seine alte Heimat und seinen früheren Namen vergessen. Die neue Sprache aber, die ihn der Heilige lehrte, war die Sprache des Lebens.

Und er rief die vielen Vögel der Insel, denn diese liebte er am meisten. Sie flogen herbei und pickten Futter aus seiner Hand. Er aber plauderte tagelang

mit ihnen von der großen Weisheit des Heiligen, von der schönen Insel, vom weiten Meer und von der geliebten Sonne. So verging die Zeit.

Schon sieben Jahre weilte Morgenstern auf der Insel. Da saß er eines Tages draußen am Strand und hörte, wie die Wellen laut schrien und klagten. Er fragte sie liebevoll nach ihrem Leid.

Aber ihre Klagen wurden nur noch heftiger. Morgenstern erschrak, denn er merkte, daß er ihre Sprache nicht verstand. Er rief verzweifelt den Heiligen, weil er sich fürchtete und glaubte, die Wellen würden ihn packen und verschlingen.

Der Heilige eilte herbei und trug den Zitternden und Weinenden in seine Höhle, wiegte ihn auf den Knien und sprach: "Morgenstern, die Wellen kommen aus fernen Ländern, wo die Menschen wohnen.

Sie sprechen die Sprache des Todes, die du nicht verstehst.« Und Morgenstern frug ängstlich: »Lieber Vater, sprechen denn die Menschen auch die Sprache des Todes?« „Ja, mein Sohn.“ „Aber warum sprechen sie denn nicht die Sprache des Lebens wie wir? Sie ist doch so schön!“ Der Heilige schwieg. Er streichelte zärtlich des Knaben Locken und wurde traurig.

„Sag es mir, Vater!“

»Mein lieber Morgenstern, wir leben auf der Insel des Lebens. Aber im Lande des Todes, wo die Menschen wohnen, ist es schwer, die Sprache des Lebens zu erlernen. Es ist das Schwerste, das es gibt.

Und weil die Menschen so träge sind, lernen sie lieber die Sprache des Todes. Darum sind ihre Augen oft so trübe und ihre Herzen so kalt.« Morgenstern hob seine Augen und sann. Plötzlich warf er sich dem Heiligen an den Hals, und sein Gesicht leuchtete wie nie zuvor.

»Vater, Vater«, rief er aus, »Laß mich zu den armen Menschen ziehen! Ich will sie die Sprache des Lebens lehren! « Der Heilige küßte ihn und sprach: »Mein lieber Morgenstern, die Menschen wünschen freilich alle die Sprache des Lebens zu lernen, aber weil sie fühlen, daß es für sie zu mühsam ist, hassen und verlachen sie den, der sie spricht. Sie würden zu dir sagen: „Wir verstehen dich nicht! Laß uns in Ruhe!“ Und sie würden dich vertreiben. Bliebest du aber dennoch bei ihnen, dann würdest du bald die Sprache des Lebens verlieren. Sieh, einst bin auch ich unter ihnen gewandelt, und mein Herz hat gebrannt, so sehr, daß ich glaubte, ich könnte mit meiner Liebe alle Menschen erfassen und das Eis ihrer Seelen schmelzen. Aber ich fühlte bald, wie mein Feuer kleiner wurde. Da mußte ich sie meiden, um nicht zu werden wie sie. Darum, lieber Sohn, ist es besser, du bleibst bei mir. Ich weiß, ich werde bald sterben. Dann sollst du der Heilige der Insel sein!« Morgenstern blickte starr in die Augen seines Freundes. Auf einmal eilte er hinweg in den Wald und warf sich ins Moos und weinte.

Als er spät am Abend in die Höhle zurückkehrte, lag der Heilige blaß und krank auf seinem Lager. Morgenstern fiel erschrocken vor ihm nieder.

„Mein lieber Sohn«, sprach der Greis, und seine Stimme klang schwach, »ich werde sterben. Begrabe mich hier in der Höhle. Du aber folge deiner Sehnsucht! Es geschieht, daß manchmal ein Schiff hier an der Insel vorüber fährt. Wenn du es siehst, dann entzünde ein Feuer am Strand, und man wird es sehen und dich holen! Dein Sehnen treibt dich in die Welt. Du sollst ihm folgen!“ „O Vater, mein Vater«, rief Morgenstern, »ja, meine Sehnsucht treibt mich hinaus, doch ich will dich nicht verlassen! Verlasse auch du mich nicht!« Der Heilige flüsterte: »Blick' immer vorwärts! Nur vorwärts führt der Weg ins Paradies! Die Menschen wollen immer zurück und wollen Kinder werden. Gib niemals nach und tritt hinaus in dein Reich!“

Der Greis atmete immer schneller. Zitternd hob er den Arm und zeigte auf ein großes Buch, das hinten in der Höhle lag und sprach: »Hole jenes Buch, es soll dir ein Führer sein!« Und Morgenstern ging eilig und reichte es ihm. Mühsam schlug es der Heilige auf. Als er aber mit Lesen beginnen wollte, da entfiel es den erschlaffenden Händen. Das Haupt sank zurück. Und er starb.

Jetzt war Morgenstern allein. Mühsam schleppte er den Heiligen in die Grube, die sich dieser vor Zeiten zuhinterst in der Höhle selber gegraben hatte und bedeckte ihn mit Erde.

Dann aber er faßte ihn ein ungestümer Lebensdrang. Er versuchte die seltsamen Zeichen in dem Buch zu deuten. Sieben Tage studierte er vergebens. Da warf er sich verzweifelt an die Erde und schluchzte laut. Plötzlich hörte er in seiner Nähe fremde Stimmen. Und als er erschreckt den Kopf hob, gewahrte er viele Männer am Eingang der Höhle. Sie redeten mit ihm, aber er verstand ihre Sprache nicht. Da führten sie ihn hinaus an den Strand und zeigten ihm ihr Schiff, das dort vor Anker lag. Morgenstern eilte voller Freuden in die Höhle, ergriff sein Buch und stieg mit den Fremden an Bord. Er zeigte es allen, die auf dem Schiffe waren, aber niemand vermochte es zu lesen. Weil es aber trotzdem Morgenstern auf dem Schiffe ganz gut gefiel, beschloß er zu bleiben. Und bald war er der Liebling aller.

Sieben lange Jahre fuhr Morgenstern auf dem Wasser und wurde ein schöner und kräftiger Jüngling. Aber die Sprache der Insel vergaß er bald.

Eines Tages, als das Schiff im Hafen einer großen Stadt lag, trat ein neuer Junge in Dienst. Morgenstern, der noch beständig an sein Buch dachte, zeigte es auch ihm. Der lachte verächtlich und sagte:

»Geh doch zu meiner Großmutter, die wohnt in der hintersten Gasse bei der Kirchhofmauer! Die versteht alles!« Und Morgenstern lief eilends und fand das alte Weib. Hastig und zitternd setzte es seine große Brille auf und schickte sich an, im Buche zu blättern und zu lesen. Kaum aber hatte es hineingeguckt, als es wie wahnsinnig zu tanzen, zu lachen und zu kreischen begann.

„Wer bist du?“ fragte es plötzlich in strengem Tone, trat vor ihn hin und blickte ihn an, als ob es ihn fressen wollte.

"Ich bin Morgenstern." „Du wirst leuchten! Und woher kommst du?“ „Von einer Insel, die liegt dort, wo die Sonne untergeht.“ „Du wirst wandern ins Land, da sie ewig aufgeht! Komm, setz' dich zu mir!“

Morgenstern gehorchte. Und die Alte fuhr fort: „Dein Buch redet die Sprache des Lebens. Einst lebte sie auch in mir. Heute aber vermag ich sie nur noch in wenigen Zeichen zu erkennen.“ »0«, rief Morgenstern voller Freuden, „es ist die Sprache, die auch ich verstand! Lehre sie mich wieder! Ich trage kein anderes Verlangen.“ Die Alte aber sprach: „Junger Mann, das kann ich nicht. Jeder muß sie sich selbst erringen, mit Arbeit und mit Kampf. Aber ich will versuchen, dir zu lesen, wohin dein Weg dich führt.“ Und sie begann:

„Wandere von dem Orte, da du stehst, vierzig Tage nach Osten, und du wirst in ein einsames Tal gelangen. Es ist das Tal der Veilchen. Mitten darin steht eine mächtige Eiche. Vermagst du diese zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu fällen, dann wird dir alles gegeben sein, was du wünschst. Bist du aber nicht fertig, wenn der letzte Strahl der Sonne hinter den Bergen erlischt, dann wird die Wunde, die du dem Baum geschlagen, bis zum andern Morgen wieder geheilt sein. Drei Tage darfst du so dein Glück versuchen. Bist du aber am Abend des dritten Tages nicht zu Ende mit deinem Werk, wirst du sterben müssen.“

Kaum hatte das Weiblein die Worte gelesen, als Morgenstern auch schon fortrannte, in der Küche eine Axt ergriff und durch die Stadt und über das Feld eilends gen Osten wanderte.

Nach vierzig Tagen trat er in das Tal der Veilchen. Und mitten im Talgrund stand einsam die hohe Eiche.  
Die Veilchen aber schliefen.

Und am andern Morgen beim ersten Sonnenstrahl begann Morgenstern seine harte Arbeit. Nur mittags unterbrach er sie, um ein hartes Stücklein Brot zu essen und an der nahen Quelle den Durst zu löschen.

Als aber am Abend die Sonne verschwand, war der Baum kaum bis zur Hälfte durchgehauen. Ein Donnern rollte durch das Tal. Morgenstern drohten die Sinne zu schwinden. Entsetzliche Angst erfüllte ihn. Und wie er nach der Eiche blickte, stand sie unversehrt vor ihm.

Am Himmel leuchteten die Sterne. Doch er faßte neuen Mut und legte sich schlafen.

Am andern Morgen begann er sein Werk früher und eifriger als am ersten Tag. Er schwang die Axt ohne Unterlaß bis zum Abend. Und als die Sonne verschwand, fehlten nur noch wenig Streiche. Aber er vermochte sie nicht mehr zu schlagen. Schon rollte das Donnern wieder heran. Und alles war wie am Abend zuvor, nur entschlief diesmal Morgenstern ohne neuen Mut.

In der Nacht hatte er einen seltsamen Traum:

Ein wunderschönes Mädchen erschien ihm, legte eine seidene Schnur neben ihn nieder und sprach: „Wenn du mir vertraust, dann arbeite morgen nicht! Bevor aber die Sonne versinkt, lege diese Schnur um den Stamm der Eiche, und du wirst sehen, was geschieht!“ Die Gestalt verschwand.

Als Morgenstern erwachte, lag die Schnur wirklich neben ihm. Er zögerte einen Augenblick, denn er wußte, daß sein Leben verloren sei, wenn er heute den Baum nicht fällen konnte. Aber er vertraute der Stimme der Nacht und legte sich bis zum Abend in den Schatten der Eiche. Oft zwar wollte er vor Angst aufspringen und zu arbeiten beginnen, dann aber dachte er: Nun ist es ja doch zu spät.

Und als die Sonne versank, legte er mit wildklopfendem Herzen die Schnur um die Eiche. Kaum aber hatte er es getan, fuhr ein Blitz krachend in die Äste über ihm. Im gleichen Augenblick stand der ganze Baum in hellen Flammen. Morgenstern schrie auf und floh aus der Glut hinweg. Doch schon nach wenigen Schritten taumelte er und fiel betäubt zu Boden.

Am andern Morgen als er erwachte, stand an der Stelle des Baumes das wunderschöne Mädchen seines Traumes. Es trug ein rotseidenes Kleid. Lächelnd streckte es ihm die Hände entgegen und sprach:  
»Morgenstern, mein Liebster, du hast mich gewonnen. Mein Leben gehört ewig dir! Komm, wir wollen zusammen die Sprache des Lebens lernen!« Und Morgenstern eilte zu ihr hin, küßte die Holde und trug sie jauchzend durch das Tal hinaus in die Welt.  
Und alle Veilchen blühten.